

„Mir ist eine Hornhaut gewachsen“

Wolfgang Rihm ist gesprächig, wenn es nicht um die heutige Uraufführung geht

Lucile hat es begriffen. Die Eigendynamik der Französischen Revolution hat ihr den letzten Funken Hoffnung geraubt. Ihr Ehemann Camille Desmoulins, engster Vertrauter George Dantons im revolutionären Geschehen, wurde hingerichtet. Sie möchte gegen das Unrecht anschreien und liefert sich selbst mit der Aussage „Es lebe der König“ der Vernichtung aus. Nur ein paar Sätze sind das in Georg Büchners „Dantons Tod“. 13 packende Minuten hat Wolfgang Rihm für Sopran und Orchester daraus geschaffen und ganz nebenbei den Wahnsinn, den Büchners Drama dieser Frau andichtete, mit glasklaren Klängen weggewischt. Zum Ende der Amtszeit des Generalintendanten Achim Thorwald hat das Badische Staatstheater diese Szene bei dem Karlsruher Komponisten in Auftrag gegeben.

BNN-Interview

Heute Abend ist die Uraufführung. Nahtlos wird es dann in den Zweiakter „Dantons Tod“ von Gottfried von Einem übergehen. Nahtlos auch das Gespräch, auf das sich Wolfgang Rihm im Anschluss an die Generalprobe eingelassen hat, obwohl seine Gedanken vom gewitterschwülen Klima eiserseits und dem noch halbgaren nächsten großen Werk für den Auftakt der Donaueschinger Musiktage andererseits belagert sind. Als der Komponist schließlich erläutert, warum er sein Werk nur ungern erklärt, kommt das Gespräch mit unserem Redaktionsmitglied Isabel Steppeler in Gang.

Rihm: Haben Sie es gehört? Das Licht geht an und plötzlich wird es tonal ... Das ist der Schnitt zu Gottfried von Einem.
Bis dahin sind es 13 Minuten ...
Rihm: Tatsächlich, gestern waren es mehr.
Wie schon in anderen Werken von Ihnen ist es wieder eine Frau, deren Mo-

nolog Sie vertont haben. Fühlen Sie sich gerne in die Seele einer Frau ein? Wie kamen Sie zum Sujet für den Prolog zur Oper „Dantons Tod“?

Rihm: Beim Dionysos war es ein Mann, das geht auch! Aber ja, sich in Frauencharaktere einfühlen, das mag ich, das kann ich auch. Es ist übrigens kein Prolog. Es ist ein selbständiges Stück Musik.

Das heißt, es ist für weitere Aufführungen nicht an Gottfried von Einems Oper gebunden?

Rihm: Nein, auf keinen Fall. Es wird ein selbstständiges Monodram so wie „Das Gehege“.

Wie lautete der Kompositions-Auftrag?

Rihm: Zunächst, eine abendfüllende Oper zu schreiben. Da hab' ich gesagt, ich hab' keine

Zeit. Ich kann nicht.

Ich muss jetzt zuerst die „Drei Frauen“ fertig machen, dann die „Proserpina“, dann den „Dionysos“ für Salzburg. Ich

kann nicht, ich bin nicht Rossini. Ich kann nicht in wenigen Wochen noch eine Oper rausziehen. Ich bin nur ein Mensch, keine Maschine. Einen Monolog schreiben, eine Art Monodram, ja. Weil ich das sehr liebe, diese Form. Dann hat mich Thorwald gefragt, diesen Text zu übernehmen, den ich übrigens sehr liebe. Schon allein durch Paul Celans Bühner-Preis-Rede, worin er auf die Lucile-Szenen eingeht, war ich schon immer auf diesen Text bezogen, auf Georg Büchner sowie so.

Wann ist ein Werk für Sie fertig?

Rihm: Fertig ist es dann, wenn ich es zum ersten Mal gehört hab'. Dann kann es sein eigenes Leben bekommen.

Hatten Sie beim Komponieren der Lucile eine Szenerie im Kopf?



SCHREIBT LIEBER FÜNF NEUE STÜCKE, als über eines zu sprechen. Wolfgang Rihm einige Tage vor der Uraufführung seines Monodrams „Eine Straße, Lucile“ in Karlsruhe. Foto: Artis

Die Braut entpuppt sich als Furie

Das Festival „Rossini in Wildbad“ wurde mit der Oper „Ser Marcantonio“ eröffnet

Von einer Fußnote zum Festivalsauftakt. Das schafft am Beginn seiner 23. Spielzeit das Rossini-Festival in Bad Wildbad, indem es erneut einen heute kaum Insidern bekannten Namen ins pralle Bühnenlicht hievt. Dabei war Stefano Pavesi alles andere als eine Neben- oder gar Randfigur der Operngeschichte. Ausgebildet bei Niccolò Piccinni und Giuseppe Gazzaniga, Ersterer einer der Urväter der komischen Oper, der andere ein mit allen Wassern der heiteren wie komischen Oper gewaschener Opernpraktiker, dessen annähernd 70 Opern reichlich Futter für einen gut laufenden, ständig nach Novitäten gierenden Unterhaltungsbetrieb boten. Daneben war Pavesi als Nachfolger Salieris 1826 bis 1930 regelmäßig am Wiener Hof zugegen. An vorderster Front mischte Pavesi zu Beginn des 19. Jahrhunderts also kräftig im Musik- und Opernbetrieb mit. Sein Stern sank erst mit dem Aufstieg Rossinis, wengleich er bis in die 1830er Jahre wacker fabrizierte.

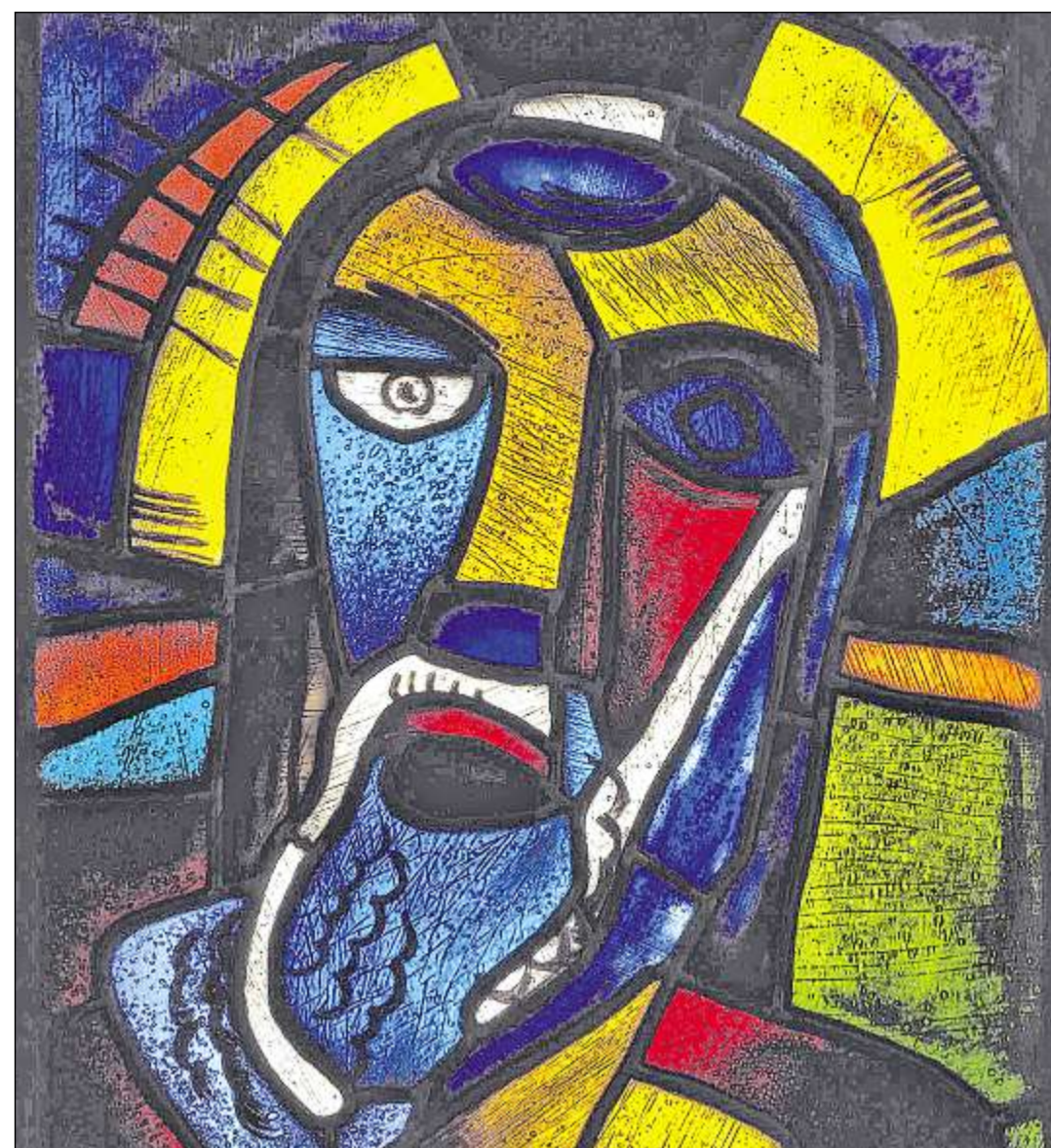
Die Fußnote, in welcher er gelegentlich auftaucht, ist seine 1810 mit außerordentlichem Erfolg an der Mailänder Scala uraufgeführte Oper „Ser Marcantonio“, die als Vorläufer zu „Don Pasquale“, der letzten komischen Oper von Gaetano Donizetti, gilt, der das Stück offenbar in Wien kennenlernte. Kann nun eine 200 Jahre alte Oper, ohne auf diesen Zusammenhang zu schielen und zu spekulieren, auch für sich und für uns bestehen? „Rossini in Wildbad“ macht im Königlichen Kurtheater die Probe aus Exempel. An der Schnittstelle zwischen Mozart und dem jungen Rossini hat das zweiaktige Drama giocoso, das uns heute als ein Dutzendwerk erscheinen muss, durchaus seine Meriten. Vieles verweist auf die ausgeblühte Komödienkunst Mozarts, der quicke Beschleunigungsrhythmus in den Nummern und die gewieft Rezitativbehandlung deuten auf die neapolitanischen Komödienkultur des frühen 19. Jahrhunderts. Zusammen mit der sprechenden Orchesterbehandlung sorgen sie für einen schnellen Handlungsablauf, der sich keinen Stillstand gönnt und in den frühen Ein-

aktern Rossinis weiterlebt. Auch wenn das heute nicht sehr individuell erscheint, zeigt sich Pavesi als versierter Handwerker, der die komplizierte Handlung in sicheren musikalischen Bahnen auflöst: Ser Marcantonio, der sich mit 70 Jahren noch eine Braut sucht, stößt damit Nichte und Neffe, Dorina und Medoro, vor den Kopf, die ihr Erbe und damit die Chancen auf eine Ehe mit den Geschwistern Tobia und Bettina schwinden sehen. Mit Hilfe des Dienerspaars Lisetta und Pasquino wird Tobia zum Drahtzieher einer Intrige, in deren Verlauf der Alte zum Schein mit Bettina verheiratet wird. Die erst sanftmütige Braut entpuppt sich als Furie, so dass Ser Marcantonio zu allen Zugeständnissen bereit ist, um sie loszuwerden. Donizetti führt der gut geölten Komödie 30 Jahre später freilich empfindsamere Töne zu, indem er Mittelteil für den düpierten Alten, Don Pasquale, aufbringt und neue Seelentöne anstimmte. Bei Pavesi ist alles ein vordergründiger Komödienpaß. Nicht ganz so vordergründig hätte ihn jedoch Antonio Petris in Szene setzen müssen, der sein junges Ensemble in der mit wenigen Griffen verwandelbaren Szenerie von Anton Lukas zu einem outierten Spiel anregte, wobei die Verlegung in die Zeit Elisabeth II. ohne Folgen für die Aufführung blieb. Auch wenn es Massimo Spadino am Pult des stilischer spielenden Südwestdeutschen Kammerorchesters Pforzheim ge-



UNGLEICHES PAAR: Marco Filippo Romano und Lorian Castellano in „Ser Marcantonio“ von Stefano Pavesi. Foto: pr

lang, das längst verblichene Stück zu musikalischem Leben zu erwecken, kam er nicht gegen die räumlichen und akustischen Tücken des Königlichen Kurtheaters an, was wiederum die Sänger zu unnötigem Forcieren anspornte. Mit raumgreifender Bühnenpräsenz und hertigem Plappergesang empfahlen sich der Bariton Marco Filippo Romano (Ser Marcantonio) und Matteo D'Apollito (Tobia) nachdrücklich für die Nachfolge Bruno Praticòs, mit kultiviert durchgebildetem und schlankem Alt, nur etwas kurz in der Höhe, war Lorian Castellano als Bettina der überzeugende Mittelpunkt der Aufführung, der kasachische Tenor Timur Bekbosunov löste als Medoro nicht ganz die in ihn anfangs gesetzten Hoffnungen ein, während Massimiliano Silvestri (Pasquino) nach der Verkleidung zum Richter auch an zarter Tenorglut zulegte. Nikolaus Schmidt



„FASZINATION IM GEGENLICHT“ lautet der Untertitel einer eindrucksvollen Ausstellung im Karlsruher Schloss, wo auch dieser „Christuskopf“ (um 1921) von Karl Schmidt-Rottluff zu sehen ist. Foto: BLM

Strahlendes Ereignis

Großartige Glasmalerei-Schau im Badischen Landesmuseum

Wem das Blau des Himmels zu blau oder das Grau der Wolken zu grau ist (je nachdem, wie sich der Sommer noch entwickelt), der findet jetzt im Badischen Landesmuseum ein nachgerade spirituelles Kontrastprogramm. Die These besagt, in einer weitgehend säkularen Gesellschaft übernehmen die Museen einen Teil der Funktion, die ansonsten Kirchen zukomme, wird jetzt im Karlsruher Schloss durch die jüngste Ausstellung bekräftigt. Sie zeigt Glasmalerei der Moderne und ist von solch eindrucksvoller Intensität, dass sie auf Schritt und Tritt den Untertitel bestätigt: Faszination Farbe im Gegenlicht – zu sehen in hinterleuchteten Glasfenstern von Jugendstil-künstlern wie Jacques Gruber oder Emil Großkopf, Expressionisten Karl-Schmidt Rottloff oder Malern der Neuen Kunst wie Gerhard Richter.

Das Entrée sieht auf den ersten Blick nach Kontrast aus und offenbart doch so etwas wie Kontinuität. Noch vor Betreten der eigentlichen Ausstellung stößt man auf das „Petershauser Portal“; es ist – neben der Baseler „Gallusporte“ – das älteste romanische Figurenportal im deutschsprachigen Raum. Direkt gegenüber: eine große Fläche aus Strukturglas, das so gepresst und geprägt wurde, dass man in fotorealistischer Deutlichkeit ein Gruppe von Menschen in moderner Kleidung sieht. Markanter könnte der Gegensatz kaum sein: hier Glas aus technologisch hoch entwickelter Produktion, dort Steinskulpturen. Doch man muss sich nur die Menge der Gläubigen vorstellen, die einst durch das Portal aus dem 12. Jahrhundert drängten um den Bezug zur Gegenwart zu erkennen. Denn das großflächige Werk von Thierry Boissel, der an der Kunstakademie München lehrt, wurde für einen Sakralraum geschaffen und erinnert dort an das Martyrium der heiligen Agatha, umgeben von Menschen, wie Du und ich.

Der Rückbezug auf das Mittelalter wird noch durch einige weitere Beispiele herausgestellt. Mit gutem Grund, denn die Moderne hat sich – etwa über die Arts-and-Crafts-Bewe-

gung oder das Bauhaus – durchaus auf die Epoche zwischen Römerreich und Renaissance berufen. Die enorme Farbwirkung, die mit Glasmalerei erzielt werden kann, hat Künstler höchst unterschiedlicher Überzeugungen zu außergewöhnlichen Werken stimuliert, von denen etliche jetzt in Karlsruhe zu sehen sind. Dazu zählen etwa die stark abstrahierte Christus-Darstellung „Blutige Tränen“ (1924) von Ludwig Gies, drei Glasfenster für eine Kapelle von Jean Cocteau, ein stilisiertes Lichtkreuz (um 1960) von Gerdur Helgadóttir oder ein Beton-glasfenster von Pierre Soulages, das Ende 1965/Anfang 1966

entstand: Wie zu Glas erstarbte Farblava leuchtet da das Blau.
Jutta Dresch, die Kuratorin der Ausstellung, und Harald Siebenmorgen, der als Direktor des Badischen Landesmuseums dieses, wie er sagte, „Wagnis“ eingegangen ist, setzen allerdings nicht einfach auf sinnliche Überwältigung, sondern eröffnen mit Skizzen und Entwürfen die Möglichkeit, sich in die Entstehungsgeschichte einzelner Arbeiten gleichsam einzulesen. Eine kleine Nebenabteilung der unbedingt sehenswerten Schau verweist auf die Bedeutung des Materials Glas für die Moderne, aber es wird auch gezeigt, dass oft die Künstler selbst für rationale Zurückhaltung sorgen wie etwa Johannes Schreiter mit seinen auf Textelementen und anderen Zeichen aus Kultur und Wissenschaft basierenden Entwürfen für die Heiliggeistkirche in Heidelberg.

Mit dieser Ausstellung werde wohl weltweit zum ersten Mal der Versuch unternommen, die Glasmalerei der Moderne fundiert zu würdigen, erklärte Hausherr Siebenmorgen gestern. Aber selbst wenn sich anderswo eine ähnliche Veranstaltung fände: Die Karlsruher Auswahl ist ein Ereignis.
Michael Hübl

Öffnungszeiten

Bis 9. Oktober im Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Geöffnet: Dienstag bis Sonntag 10 bis 18 Uhr. – Internet: www.landmuseum.de

Amtseinführung in Baden-Baden

Baden-Württembergs Kunststaatssekretär Jürgen Walter hat gestern Johan Holten in sein Amt als neuer Direktor der Kunsthalle Baden-Baden eingeführt. Die Institution spiele „als Haus der zeitgenössischen Kunst eine wichtige Rolle im Kulturgesehen des Landes“, betonte der Staatssekretär. Welter hob zudem hervor, Holten rücke die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz zeitgenössischer Kunst in den Mittelpunkt seiner Arbeit und plane, die Zivilgesellschaft zu einem Leitthema für das Programm der Kunsthalle im Jahr 2012 zu machen. Dies passe zu den kulturpolitischen Zielen der Landesregierung. „Kultur gehört in die Mitte der Gesellschaft. Sie ist ein zentrales Thema für die gesamte Zivilgesellschaft und muss für alle erlebbar sein – unabhängig vom Wohnort, unabhängig vom sozialen Hintergrund, unabhängig von der Herkunft.“

Der Staatssekretär kündigte eine dialogorientierte Kulturpolitik an. Die Landesregierung setze auf Vielfalt von Kunst und Kultur. Ihr Augenmerk gelte allen Sparten und der freien Szene ebenso wie den sogenannten etablierten Einrichtungen der Spitzenkunst. BNN



Lesestoff

Am Rande des Abgrunds

Es war ein kurzes Leben: Mit 28 Jahren starb Egon Schiele an der Spanischen Grippe. Welch eindringliche und nachgerade schmerzhaft Werke hat er hinterlassen. Bilder am Rande des Abgrunds. Das Wiener Belvedere hat sich jüngst den Portraits und Selbstportraits des Künstlers gewidmet. Selbst das im Buchhandel erhältliche Katalogbuch (das ja hinter den Originalen zurückbleiben muss), vermittelt einen nachhaltigen Eindruck von der kompromisslosen Wahrheitssuche Schieles, der wie ein hochempfindlicher Seismograf auf seine Zeit reagierte. MH

Agnès Husslein-Arco/Jane Kallir (Hg.): Egon Schiele. Selbstportraits und Portraits. Prestel Verlag, 300 Seiten, 49,95 Euro.